

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 12

Artikel: Lieber Medikamente statt Migräne
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lieber Medikamente statt Migräne

Wir haben in der Augustnummer das Bekenntnis eines Pillensüchtigen veröffentlicht. Im folgenden zeigt ein der Migräne Unterworfener die andere Seite der Medaille. Sein ständiges Bedürfnis nach Medikamenten ist auch nach dem Zeugnis seiner Ärzte, die er vom Arztgeheimnis uns gegenüber entbunden hat, keine Sucht, obwohl es einer solchen ähnlich sieht. Solche Fälle sind Ausnahmen, aber doch keine allzu seltenen. Man sollte sie jedenfalls bei der Bekämpfung der Medikamentensucht nicht außer acht lassen. Auch diese Fälle scheinen uns übrigens typisch für unsere Zeit, in der einerseits Menschen, die der Norm allzu sehr widersprechen, es besonders schwer haben und in der andererseits die pharmazeutische Industrie immer bessere Mittel gegen jedes Übel zur Verfügung stellt.

Red.

Von Dr. iur. ***

Illustration Beni La Ro



Dinge, woran wir nicht mehr glauben – an die glauben wir doch. Aber unser Verstand, unser

abweisender, ein nach Greifbarem zielender Intellekt verleiht solchen mystischen Erscheinungen nur noch die Gestalt von Krankheit, Übel – oder heilender Tablette. Indessen gibt es wohl im Leben der meisten Menschen irgendwann einmal eine Halluzination, in der das Mystische nicht nur im Traum personifiziert erscheint.

Begegnung mit Satan...

Mein Vater war Arzt. Als ich fünf Jahre alt und mein Bruder vier war, passierte etwas, an das ich mich erinnere, wie wenn es erst gestern geschehen wäre. An einem Samstagnachmittag waren die Eltern ausgegangen und hatten uns kleinen Buben eingeschärft, ja nicht Vaters (übrigens abgeschlossenes) Ordinationszimmer zu betreten. Wir entdeckten jedoch den Schlüssel und gingen dennoch hinein.

Da standen wir nun in einer faszinierenden Wunderwelt. Mein Bruder sagte: «Du, dieses Pülverchen da, das Papa den Leuten gibt, das kann einen Menschen sofort tot machen.»

«Komm, zeig, das glaube ich nicht!»

Dann packten wir allerlei Scheren und Spritzen aus, nahmen einige «Giftflaschen» herunter und lachten. Da, plötzlich – auch mein in Übersee lebender Bruder erinnert sich heute nach sechs Jahrzehnten noch ganz genau daran – stand hinter Papas Ordinationstisch, feuerrot und ganz offiziell gekleidet, seine Majestät Satan vor uns. Seine Stellung, seine ganze Erscheinung wäre der klassischsten Aufführung von Goethes Faust, von dem ich damals natürlich noch keine Ahnung hatte, würdig gewesen. Wir beiden Buben standen wie zu kleinen Salzsäulen erstarrt da, kalten Schweiß auf der Stirne. Die Erscheinung war wirklich, wirklich glaube ich nie erlebt zu haben.

Still verließen wir das Ordinationszimmer, schlossen die Türe sorgfältig doppelt wieder zu und legten den Schlüssel genau an den Platz, wo wir ihn gefunden hatten. Dann saßen wir auf einem hölzernen Höckli im Gang, mindestens eine Stunde lang. Keiner sagte ein Wort zum anderen, bis wir endlich das Schweigen brachen mit dem Gelübde, niemals jemandem etwas von dem zu verraten, was wir gesehen hatten: nämlich, daß es ihn, den Bö-

sen, wirklich gibt und daß er sich in Ordinationszimmern herumtreibt.

... und mit einer seiner Töchter?

Der Leser wird sich fragen, was dieses Vorcommnis mit meinem Bedürfnis nach Medikamenten zu tun habe. Auch für mich ist der Zusammenhang rätselhaft – aber zugleich so evident wie derjenige zwischen dem Frühling und dem Sprießen der Knospen.

Es war in der Pubertät, im Religionsunterricht. Ich mußte eben eine Stelle aus dem Alten Testament vorlesen. Da wirbelten die Buchstaben, die vorher schön geordnet da standen, unleserlich durcheinander. Am Rand der Schulbibel ging ein Flammenbogen auf, der jene Stelle, wo die Kapitelüberschrift stand, unsichtbar machte. Ich legte die Bibel aufs Pult nieder und wollte dem Lehrer sagen, daß ich nicht weiter lesen könne. Aber, oh Schreck, sein Kopf war weg, ich konnte nur seinen Leib sehen!

Der Flammenbogen in meinem Gesichtsfeld wurde immer größer. Lehrer und Mitschüler sahen, daß es mir schlecht sein mußte. Wie sie mir nachher sagten, war ich kreideweiß und einer meiner Finger vollkommen blutleer, beinahe grün geworden. Schließlich mußte ich mich übergeben und wurde nach Hause gebracht.

Innert einer Stunde breitete sich dann die Sehstörung, die man Flimmer-Skotom nennt (Krampf der Blutgefäße im Sehzentrum des Hinterkopfes) über das ganze Gesichtsfeld aus. Ich legte mich aufs Bett mit einem den ganzen Tag anhaltenden, rasenden Kopfschmerz. Ich konnte kein Licht mehr sehen, schloß die Vorhänge und ... erwachte am anderen Morgen wie neugeboren. Der Spuk war vorbei. Es war nichts gewesen.

Aber nun wiederholte sich die Sache. Jeden zweiten Morgen erwachte ich mit diesem Kopfschmerz und hatte den ganzen Tag das, was meine Umgebung damals noch nervöse Störungen und ich mit ihr später dem Brauch gemäß Migräne nannte.

Was heißt «nervöse Störungen»? Was ist die «Migräne»? War das nicht die Tochter jenes Teufels, den ich als Fünfjähriger erblickt hatte? War nicht bloß das Gehirn schon so verbildet durch die langweilige Schulmeisterei, daß die Begegnung sich nicht mehr in einer

ehrlichen Halluzination, sondern fortan in Form eines Leidens abspielte, dessen Anfälle mich seither durch die glücklichsten Tage meines Lebens wie durch die schwersten begleiten sollten?

Alt Heidelberg, du feine...

Vier Jahre lang ging das nun so weiter, jeder zweiter Tag eine Hölle: Besuch der Hexe. Noch unternahm ich nichts gegen sie. Das war klug. Denn jede Anstrengung gegen die Hexe ist von Übel, man vergrößert ihre Macht durch Widerstand. Gebt der Hexe, was der Hexe ist! Nur die restlose Kapitulation vor ihr zwingt sie, wieder zu gehen.

Aber wie kann man sich heute im Leben behaupten, wenn man jeden zweiten Tag der Hexe opfert? Ein Wunder, daß ich mich ohne Medikamente sogar gut durch die Matur zu kämpfen vermochte. Und dies trotz einer schweren doppelseitigen Lungenentzündung, die mich bei der Grippe von 1918/19 befallen hatte.

Als Universitätsstudent ging es nicht mehr. Ich begann, beim Auftreten des Übels sogleich zwei Sanalgin-Tabletten zu schlucken. Allenfalls nahm ich noch zwei weitere, wenn das nicht genügte. Damit konnte ich stets das Übel kupieren, ja das Mittel wirkte darüber hinaus animierend. Und die Anfälle traten sogar «nur» noch jeden dritten bis fünften Tag auf. Bloß wenn ich einen Kater hatte von einer Studentenkneipe, versagte das Mittel gelegentlich. Anderseits setzte das Übel in Heidelberg, wo ich ein halbes Semester lang schon am Tag herumsoff, einen vollen Monat lang ganz aus.

Ich hatte demnach allen Anlaß, auf «Alt Heidelberg, du feine...» kräftige Loblieder zu singen. Nur, ewig soll man das ja nicht tun, und ich schloß denn auch mein Studium in der ordentlichen kurzen Frist von vier Jahren mit dem Erwerb des Doktorgrades ab.

Mit der Bureau-Arbeit, die von nun an zu meinem Beruf gehörte, wurden aber die Migräne-Anfälle wieder häufiger. Im Verlauf von zehn Jahren steigerte ich auf fünf Sanalgin beim Auftreten des Übels. Dieses befiehl mich nun wieder jeden zweiten bis vierten Tag.

Rückkehr zur Natur

Als 28jähriger hatte ich nochmals eine Lun-

genentzündung, aber diesmal weniger stark und nur einseitig. Ich erholte mich sehr gut davon, aber die Migräne, diese Hexe, kam nun wieder regelmäßig jeden zweiten Tag, und sogar fünf Tabletten blieben oft wirkungslos. Schließlich beanstandete der Arzt meinen zu hohen Blutdruck. Ich entschloß mich zu einer Kur in einem bekannten Sanatorium im Tessin, nennen wir es «Schillerkragenheim». Da mußte man auf alles verzichten, auf Alkohol, auf Fleisch und sogar auf Salz. Auch auf Nikotin, aber das berührte mich nicht, da ich nie rauchte.

Der Direktor eilte einem gleichsam auf Flügeln der Überzeugung zur Begrüßung entgegen. Er trug kurze Hosen, eine Art Cosy-Hemd und ging auf Sandalen. Er symbolisierte damit gleichsam das Prinzip Rückkehr zur Natur und Kampf der Zivilisation. Ich wurde aufgefordert ein Gleisches zu tun, nur noch im Luftbadekostüm und den blauen Höschchen der Ernährungsreform-Anhänger einherzugehen, guter Stimmung zu sein und alles mitzumachen.

Aus einer Aufklärungsbroschüre erfuhr ich sodann, welche Irrwege ich bisher gewandelt war. Schreckliche Abbildungen über den Zustand meiner, unser aller inneren Organe schmückten das Schriftstück. Dann kam ich in den Klystierraum, und schließlich wurde mir eröffnet, daß ich nun drei Tage mit ungesüßtem Zitronensaft, dreimal täglich, vorlieb nehmen müsse.

Dann erhielt ich einen Zettel mit dem Tagesbefehl: «5 Uhr aufstehen, antreten im Freien zur Gymnastik. Laufschritt zurück zum Sanatorium. 6 Uhr Schwimmen im Bassin, 6 Uhr 30 Regenbad. 7 Uhr Frühstück (für Fastende eine halbe Zitrone). 7 Uhr 30 Massage. 8 Uhr Glühbirnenbad. 10 Uhr heißes Halbbad...» usw.

Der Vegetarismus hat auch seine metaphysische Seite. Man drückte uns Bücher über die «Wunderkraft der Suggestion», «Die Macht des Gedankens» usw. in die Hand. «Glaube versetzt Berge» und «Wie werde ich energetisch?» rief man uns zu. Nach dem Mittagessen gingen wir in den Suggestionsraum. In eine wollene Decke gewickelt sollten wir hingestreckt auf unserem Schrägen liegen, in feierlicher Erwartung. Ein junges Fräulein behauptete, es habe mit Hilfe der Suggestion wieder gehen gelernt. Ein hagerer Vierziger rühmte den Einfluß der Gedankenkraft des

Arztes auf seinen Rheumatismus. Eine ältere Dame wagte dagegen die Bemerkung, daß ihre Schlaflosigkeit immer schlimmer werde, seit sie in die Suggestion gehe, denn da spanne sie sich noch mehr an.

Der Direktor trat auf, schloß die Vorhänge, versetzte uns in Halbschlummer und machte magnetische Streichungen. Ein siebzigjähriger Millionär fing laut zu schnarchen an. Worte gingen durch den Raum, eindringlich wie Nadeln, wie letzte Wünsche von Sterbenden. Bald kamen sie vom Direktor, bald von einer Grammophonplatte. «Da liegen Ihre Organe, Herz, Niere, Leber, Hirn und Lunge. Sie atmen immer ruhiger. Alles arbeitet viel gleichmäßiger, und sie beginnen zu schlafen.» Dann: «Ihre Organe existieren nicht. Bloß ihre Nerven sind da. Alles in der Welt ist Nervenkraft.» Die Stimmung hatte den Höhepunkt erreicht. Der Direktor ließ uns wünschen, was wir am heißesten begehrten. So sollten wir einschlummern ...

Bei diesen Worten – ich war damals 32 Jahre alt – trafen sich meine Blicke mit denen einer bildschönen Norddeutschen. Wir mußten beide lachen. Dennoch oder gerade deshalb, wie man es nimmt, gingen unser beider Wünsche in Erfüllung. Ja, ich war, wohl in erster Linie dank dieser Begegnung, die ganzen zwei Monate ohne Medikamente frei von meinem Übel. Sicher hat mir so damals die Rückkehr zur Natur geholfen.

Wechsel der Medikamente

Aber kein Rausch kann ewig dauern. Ich mußte zurück zu meinem Beruf, und da war sogleich alles wie vorher.

Ich hielt das noch vier Jahre aus, dann kam ich auf ein neues Medikament, das Gynergen. Vier Jahre lang verschafften mir Injektionen dieses Mittels nun weitgehend Ruhe. Zwar zeigte sich das Übel wieder jeden zweiten Tag, und nach der Spritze war mir jeweilen eine halbe Stunde lang so schlecht, daß ich oft erbrechen mußte. Aber nachher konnte ich meine Arbeit mit einer ungewohnten Ruhe, ja mit Genuß verrichten. Zuhause und im Kreise der Freunde war ich glücklich. Es war eine wundervolle Zeit.

Nach vier Jahren aber begann die Wirkung des neuen Mittels nachzulassen. Ich erhöhte gelegentlich die Dosis oder nahm es zweimal

täglich und kombinierte damit auch das früher eingenommene Sanalgin. Mir wurde zwar nach den Spritzen nicht mehr übel, aber die Mittel hatten zugleich immer weniger die gewünschte Wirkung. Nach weiteren fünf Jahren kam ich schließlich auf einen Blutdruck von 190, und ich begab mich zum zweitenmal ins Sanatorium. Doch nun war ich 45, und die zweite Rückkehr zur Natur gestaltete sich viel prosaischer und weniger integral als die erste. Ich kam auch dort oben nicht ohne Sanalgin aus.

Nach der Rückkehr war es schlimmer als zuvor. Und ich spritzte mir nun, weiterhin kombiniert mit Sanalgin oder jetzt auch mit Saridon, jeden zweiten Tag eine Abart des Gynergens ein, Dihydroergotamin (DHE 45). Als ich die Dosis auf 1,2 Kubikzentimeter steigerte, war dieses Mittel drei Jahre lang sehr wirksam. Zugleich entschloß ich mich zu einer Psychoanalyse. Ich erlebte wiederum eine interessante, anregende Zeit, in der ich mich auch von meiner Mutter löste und meine langjährige Freundin heiratete. Die Migräne aber blieb, ja, am Ende dieser drei Jahre begann mich die Hexe immer häufiger täglich zu besuchen, obwohl ich mir neben dem DHE 45 statt Sanalgin oder Saridon neu 2 bis 4 Optalidon-Suppositorien applizierte. Damit konnte ich das Übel nun mindestens wieder wirksam kupieren. Meine Phantasie war angeregter, manchmal fast zu sehr, so daß ich Kollegen und Freunde mit einem unaufhaltsamen Redestrom übergoß.

Die Krise

Nun konnte ich mich wegen einer infektiösen Gelbsucht in einer Zürcher Klinik schonen. Da nahm ich keinen Alkohol und fast kein Fett zu mir. Auch hier befiehl mich das Übel zwar jeden Tag, aber ein bis zwei Optalidon genügten, um es zu verscheuchen. So waren die sechs Monate dieser an und für sich unangenehmen Krankheit für mich eine schöne Zeit. Ähnlich erging es mir fünf Jahre später, als ich von Ischias befallen war und damit einen allgemein anerkannten Grund für Lindenrunsgmittel und Arbeitsentlastung hatte.

In der Zwischenzeit aber mußte ich die Medikamente immer mehr steigern. Das führte nach vier Jahren gelegentlich zu narkotischen Zuständen, manchmal schwankte ich beim Ge-

hen und wurde von Zungenschlag befallen. Nach weiteren zwei Jahren verstärkten sich diese Zustände, auf dem Gang zur Arbeit machte ich manchmal einen Schritt rückwärts nach zwei vorwärts. Oft befiehl mich ein Zittern, oder ich schlief im Büro ein. Der Blutdruck stieg zeitweise auf 190 bis 220. Es kam zur großen Krise.

Zum erstenmal entdeckte man bei mir jetzt eine Spur Eiweiß, was auf eine Affektion der Niere hinwies. Das war zwar in meinem Alter von nun über 60 Jahren nichts ganz Außerge-

wöhnliches. Aber für meinen Arzt war es doch ein Alarmsignal, umso mehr als ich nun oft auf zehn, einmal sogar auf zwölf Optalidon steigern mußte, um das Übel zu verscheuchen. So kam ich immer öfters schwankend daher, animiert, aber lallend daher redend.

Was soll ich machen?

Der Arzt sagte: «Du machst dich kaputt. Ich kann das nicht mehr mit ansehen!»

Kennen wir unsere Bäume?

von Paul Guggenbühl

Die Eibe



Die dunkle, düstere Eibe (nicht zu verwechseln mit dem schwarzen, afrikanischen Ebenholz!), auch Taxus genannt, galt im Mittelalter als Totenbaum. Wer in ihrem Schatten einschläft, wache nimmer auf, hieß es. Mitbestimmend für diesen Aberglauben mag gewesen sein, daß die Eibe in der Rinde, im Holz, in den Blättern und im Samenkern ein starkes Gift enthält, das Hunden, Katzen und Pferden, nicht aber dem Rotwild und den Rindern, gefährlich werden kann.

Einst war der Baum verbreiteter als heute. Das beweisen uns die Namen wie Ibach, Iobel, Iberg und Ifental. Aus dem wertvollen, elastischen und doch harren Holz wurden in unserem Lande schon in der Steinzeit Pfeilbogen geschnitten. Noch die berühmten englischen Armbruster kauften anfangs des 16. Jahrhunderts in Deutschland und in der Schweiz das Holz von über fünfhunderttausend Eiben. Trotzdem die Forstverwaltungen dagegen protestierten, brach dieser Raubbau erst nach Erschöpfung der Vorräte ab. Deshalb besitzt Deutschland heute nur noch kärgliche, jetzt geschützte Reste dieses eigenartigen Baumes.

In der Schweiz haben glücklicherweise die ungewaschenen Tobel im Jura, Emmental und den Voralpen einen ähnlichen Untergang verhindert. Die schönsten und zahlreichsten Gruppen finden wir am Uetliberg bei Zürich und über die ganze Albiskette verteilt.

Die Eibe ist eine Schattenholzart, die sich im dichten Wald unter hohen Bäumen wohlfühlt. Der Baum mit seiner gedrungenen Krone und den weitausladenden Ästen wird höchstens fünfzehn Meter hoch. Oft teilt sich der Baum schon vom Boden weg in mehrere Stämme. Diese sind im Querschnitt gebuchtet oder gewellt. Die glatte Rinde hat einen rotbraunen Teint und löst sich im Alter in schiefrigen Platten ab. Die Nadeln sind auf der Oberseite dunkel, auf der Unterseite hellgrün; im Ganzen flach, breit und kurz, und fein zugespitzt.

Die zweihäusige Eibe kennt einen männlichen, pollentragenden und einen weiblichen, fruchttragenden Baum. Im April geben die männlichen Kugelblüten den Pollenstaub ab, den der Wind auf die weiblichen Bäume trägt. Die Fruchtblüte scheidet einen kleinen Wassertropfen aus, an dem der Blütenstaub haften bleibt – und nachher schlürft sie das Tröpfchen wieder ein.

Die fleischige, korallenrote, kugelrunde und glathäutige Scheinbeere ist die Frucht dieser Vereinigung. Wir alle kennen sie aus unseren Parkanlagen unter dem Namen «Schnuderbeere», denn sie ist widerlich-schleimig süß, jedoch im Gegensatz zu allen andern Teilen des Baumes ungiftig.

Die Eibe wächst sehr langsam und wird bis tausend Jahre alt. Ihr Holz ist deshalb sehr fein, hart und schwer, wird aber wegen seines geringen Durchmessers und den vielen Fehlern nur wenig verwendet. Dem Drechsler und Schnitzer dient es zur Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände, und vom Gärtner wird es als Pfostenholz im Freien sehr geschätzt.

Ich erwiederte: «Was soll ich machen? Den Revolver nehmen und mich erschießen?» Nun, ich versuchte radikal aufzuhören. Viereinhalb Tage hielt ich das bei nervenzersägendem, ununterbrochenem Kopfweh durch. Ich kam physisch und psychisch völlig herunter. Dann gab ich nach, um wieder arbeiten und mich ein wenig am Leben freuen zu können.

Was aber nun? Wieder eine Kur machen? Eine solche hatte wohl nur einen Sinn, wenn ich dabei gleichzeitig zu neuen Mitteln übergehen konnte. Das hatte mir bis jetzt jedesmal für einige Jahre geholfen. Die neuen Medikamente wirkten jeweils stärker und schadeten weniger.

Vielelleicht könnte man es einmal mit anti-epileptischen Mitteln versuchen, meinte ich. Die Migräne gehört ja zum epileptischen Formenkreis, wie Professor Krayenbühl feststellte. Mein Arzt gab mir ein entsprechend spezialisiertes Sanatorium an. Aber er hatte Zweifel, ob mir das helfen würde. Zudem gebe es in Sanatorien oft morphinomanes Personal, was für mich eine besondere Gefahr wäre. In meiner Umgebung stieß ich meinerseits auf einen Epileptiker, der zwar von seinem Leiden geheilt, aber nun dafür von größter Nervosität geplagt war. Das würde wohl die Migräne nur verstärken. So gaben wir diesen Plan wieder auf.

Nun erwog mein Arzt den Rat eines Kollegen aus unserer Studentenverbindung: ich sollte in eine kantonale Heil- und Pflegeanstalt, wo man nach allen Regeln der Kunst eine Entwöhnungskur vornehmen wolle. Aber wenn man mich entwöhnt hätte, was dann? Es sprach alles dafür, daß der Teufelskreis nachher bald wieder einsetzen würde. Ja, gerade der Aufenthalt in einer Irrenanstalt konnte mich vielleicht wirklich aus dem Geleise bringen.

So versuchte ich es denn noch einmal mit dem Psychiater. Für eine eigentliche psychiatrische Behandlung war ich zu alt, so daß mich der Seelenarzt an einen auf solche Erscheinungen spezialisierten Psychopharmakologen wies. Und dieser konnte mir dann tatsächlich helfen, mit neuen Mitteln, mehreren amerikanischen und einem auch in der Schweiz in Fabrikation begriffenen, dem Napel. Ich konnte bis auf zwei Optalidon heruntergehen, und die narkotischen Zustände haben seither ganz aufgehört.

Die Krankheit kam von anderer Seite

Seit meinem 37. Altersjahr befällt mich auch jedes Jahr der Heuschnupfen. So ging ich denn im Mai 1962 nach Arosa, wo ich ein nettes kleines Logis fand. Hier meldete sich nun häufig ein stechender Schmerz in der Brust. Ich hatte solches schon öfters gespürt, von meinen beiden Lungenentzündungen her. So meinte jetzt meine Begleiterin jeweilen, ich hätte wohl zu heftig und zu viel auf der Schreibmaschine geschrieben.

Doch begann ich nach einigen Tagen Blut zu spucken. Nun folgten sechs quälende Wochen im Sanatorium. Langsam kam ich dabei zur Erkenntnis, daß ich von einem Tumor in der Lunge befallen war. Ich entschloß mich zur Operation in Zürich. Hier wurde ein Lungenlappen herausgenommen. Die Schmerzen wurden wie üblich mit Morphin gelindert, so daß ich nun auch mit diesem gefährlichen Mittel Bekanntschaft machte. Im übrigen kam ich mit den normalen Dosen meiner neuen «Migräne-Mittel» aus.

Indessen entdeckte man beim Öffnen der Lunge, daß diese – was höchst selten ist – auch von einem Hautkrebs befallen war. Um weiterleben zu können, mußte ich mich einer Behandlung mit Betatron-Strahlen unterziehen. Das Knochenmark wurde angegriffen, die weißen Blutkörperchen gingen zurück. In der Nacht hatte ich fürchterliche Schmerzen, wie wenn alle meine Rippen gebrochen wären. Ich bekam andauernd Koliken. Es zeigte sich, daß meine Leber, die von der seinerzeitigen infektiösen Gelbsucht her reduziert war, die Bestrahlungsgifte nicht verarbeiten konnte.

Ich habe diese Behandlung dennoch bis zum Ende durchgepaukt, aber seither sind meine Kräfte sehr reduziert. So kann ich denn auch die «Migräne-Mittel» nicht mehr alle miteinander nehmen, da ich sonst erbrechen muß. Ich muß in der Nacht den Wecker stellen und zunächst einmal zwei Optalidon und Gynergen nehmen. Nach einiger Zeit kommen wieder zwei Optalidon, beim Erwachen sodann das Napel und schließlich beim Frühstück die neuen amerikanischen Mittel. Die Bestrahlungs-Cirrhose der Leber, die von der Behandlung zurückblieb, verursacht mir täglich Schmerzen, die fast nicht zum Aushalten sind. Dagegen muß ich noch zusätzlich Spasmalgin-Spritzen nehmen.

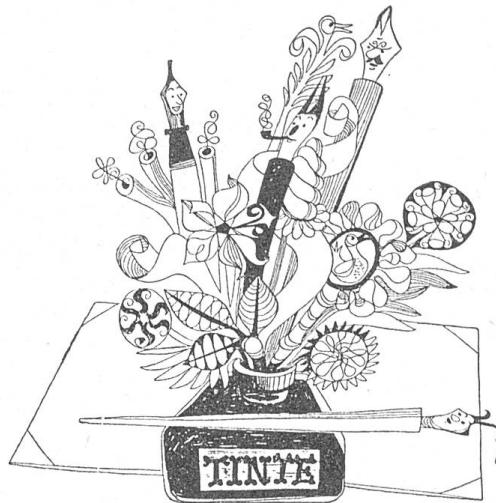
So hatte mich denn schließlich die Krank-

heit von ganz anderer Seite her befallen, als es angesichts der Einnahme so vieler Medikamente hätte erwartet werden können. Die alten schmerzstillenden Mittel schaden vor allem der Niere. Das Optalidon greift zudem das Knochenmark an, DHE 45 und Gynergen wirken auf Kosten des Herzens und der Blutgefäße (Arteriosklerose). Auch die neuen Mittel, welche die Niere nicht mehr angreifen, werden irgendwo ihre Rechnung machen. Alle Medikamente beanspruchen natürlich auch die Leber, diese entgiftende chemische Fabrik des Menschen. Aber Leber und Herz sind oft sehr geduldige Organe. Und so wäre ich wohl außer von meiner Migräne von keinen für mein Alter außergewöhnlichen Schäden befallen worden – hätte ich nicht, wie erwähnt, zwei Lungenentzündungen und eine infektiöse Gelbsucht durchmachen müssen.

Das unausweichliche Dilemma

Es ist freilich anzunehmen, daß die vielen Mittel, die ich einnehmen mußte, um meine Migräne ertragen zu können, die Abwehrkraft meines Körpers gegen die übrigen Bresten und vor allem gegen die Wirkung der Betatron-Strahlen geschwächt haben. Aber hatte ich denn die Wahl? Ich war ja nicht etwa aus Sucht den Medikamenten verfallen, sondern hatte diese von Anfang an und habe sie heute noch nötig, um einigermaßen normal leben zu können. Daß ich dabei im Lauf der Zeit manchmal an die Grenze der Medikamentensucht geriet, ist allerdings möglich. Aber ich habe mich dann jedesmal aufgefangen.

Hätte ich auf Mittel verzichten, und stoisch meine Migräne ertragen sollen? Wer diese nicht kennt, dem ist es wohl schwer verständlich, daß einer, der von ihr befallen ist, lieber gesundheitliche Schäden in Kauf nimmt, als daß er nichts gegen sie unternähme. Zwar sind bei mir die Flimmer-Skotome, die in meiner Gymnasialzeit wie Flammenbogen vor meinen Augen erschienen, längst verschwunden. Schon damals hatte ich übrigens meist «nur» furchtbar Kopfweh. Seither erscheint mir bei der Migräne einfach alles sehr diffus, während der rasende Schmerz in meinem Kopf umgeht. Auch wenn ich die Mittel einnehme, meldet sich jeweilen am Abend das Kopfweh. Früher war das aber dann erträglich. Heute er-



S T I L B L Ü T E N

In Zürichs Ratstube gepflückt von Dr. Fritz Heberlein.

Bei der Geschwindigkeit, mit der Luftschutzangriffe erfolgen.
Stadtrat Ferdinand Brunner

*
Das Gespenst, das Gemeinderat Rüegg anzieht...
Max Winiger

*
Man soll der Sache nackt ins Auge blicken.
Otto Schütz

*
Ich bin für Überweisung der beiden Anreger an den Stadtrat.
Eligius Staub

*
Mit Blick auf den Stadtplan: Hier ist die Frauenbadanstalt, die Sie ja alle kennen.
Dr. Eugen Hatt

*
Der Volkswille ist zum erstenmal vom Regierungsrat umgeschiffzt worden.
Eligius Staub

*
Pestalozzi ist gestorben, und wenn er nicht gestorben wäre, hätte er kein großes Einkommen.
Gottfried Günthart

*
Die Folge ist, daß diese Leute ihr verlorenes Geld verlieren.
Josef Kappeler

*
Der Geldsäckel als der empfindlichste Körperteil des Steuerzahlers wird am meisten gerupft.
Gottfried Günthart

*
Im früheren Kurhaus von Clavadel sind jetzt die Krankenschwestern umgebracht.
Dr. Hermann Häberlin

wache ich – meistens mehrmals – mit schrecklichem Kopfweh.

Auch in ihrem chronischen, schlechenden Zustand war und ist die Migräne ohne ein Mittel unerträglich. Lieber tot als mit ihr leben! Man ist kein Mensch, ein Waschlappen, stimmungsunfähig. Nur wenn ich ein Leiden hatte, das die Menschen als echte Krankheit anerkennen, litt ich jeweilen weniger unter der Migräne. Vielleicht war das, weil ich dann eine Entschuldigung dafür hatte, ganz tun und lassen zu können, was mir beliebte. Als dem Leben zugewandter Charakter wollte ich hingegen, wenn ich sonst gesund war, arbeiten, eine normale Geselligkeit und mit vollem Herzen Freundschaften pflegen. Ich war ja trotz allem all die Jahre hindurch ein fröhlicher und gerne auch ein nützlicher Mensch.

Die Migräne macht einen arbeitsunfähig, gefülsarm und verunmöglich praktisch in der Zeit, wo sie einen plagt, jede echte Beziehung zur Umwelt. Sie kann auch nur gelegentlich auftreten, bei mir aber geschieht das jeden Morgen beim Erwachen, meist schon tief in der Nacht, manchmal bereits um Mitternacht, vielleicht kann man sagen: das geschieht dann, wenn der Astralleib von seiner Reise im All wieder zum Körper-Ich zurückkehrt, wie durch ein langes Ofenrohr oder ein Fabrikkamin. Und meine Seele, die im Traum befreit war, nimmt diese Rückkehr ins Erdenland nur widerwillig auf sich. Der Übergang der Seele vom Traumland, vom Schlafreich der Existenz, in die wirkliche Existenz, mag bei den meisten Wonne erzeugen, bei mir ist dieser Prozeß schmerhaft. Und was man Migräne nennt, ist, wie mir scheint, eben dieser Schmerz.

Ich habe so ziemlich alles versucht oder zumindest erwogen, was nach ärztlicher Meinung geeignet sein könnte, die Migräne zu vertreiben oder zumindest in ihren Wirkungen zu beschränken. Früh begonnen, könnte wohl eine psychiatrische Behandlung manchen entscheidende Besserung bringen. Eine Operation wurde in meinem Fall verschiedentlich erwogen. So meinte Professor Krayenbühl einmal, man könnte eine Luftblase ins Gehirn pumpen. Das helfe wohl ziemlich sicher ein halbes Jahr, doch man habe davon auch sehr unangenehme Erscheinungen. Mehr Hilfe brächte das Durchschneiden des oberen Teils des Trigeminus, dann würde aber ein Auge in Mitleidenschaft gezogen, und wenn man zuviel von die-

sem Nerv erwische, spüre man im ganzen Gesicht und im Mund nichts mehr. Das wollte ich auch nicht riskieren.

Ich vermisse, daß ein tiefes religiöses Erlebnis einen von Migräne weitgehend oder sogar ganz befreien könnte. Dabei würde einem dann gleichsam die Hexe in ihrer Ursprungsgestalt erscheinen, und man hätte den festen Grund, von dem aus man mit der «Tochter des Teufels» fertig werden könnte. Doch religiöse Erlebnisse lassen sich nicht erzwingen. Man kann versuchen, sich dafür offen zu halten. Ihr Auftreten ist Gnade.

So blieben mir und wohl vielen anderen, die in meinem Fall sind, nur die Medikamente. Vielleicht hätte starkes Rauchen teilweise den selben Effekt gehabt. Ich hatte aber als Kind meinem Vater versprochen, nicht zu rauchen, wofür ich, als ich zwanzigjährig wurde, 200 Franken erhielt. Nachher bin ich Nichtraucher geblieben. Auch von starkem Rauchen bekommt man häufig Schäden, und ich wußte ja nicht, ob und wieviel es mir helfen würde. Von den Medikamenten wußte ich es, und so unangenehm die Erscheinungen waren, die sie bei mir erzeugten, ich konnte dank ihnen doch ein einigermaßen normales Leben führen.

So wählte ich denn in dem unausweichlichen Dilemma, in dem ich stand, das kleinere Übel. Dabei unterzog ich mich immer der Kontrolle eines Arztes. Das ist, so scheint mir, in meinem und in ähnlichen Fällen das Wichtigste. Dann kommt es wohl auch nicht zu einer eigentlichen Medikamentensucht. Ob und in welchem Maß die Einnahme von schmerzlindernden Mitteln zuträglich ist, kann nur individuell beurteilt werden. Der Kampf gegen die Medikamentensucht muß das beachten, sonst erzeugt er bei jenen, die Medikamente brauchen, ein schlechtes Gewissen. Und ein solches verstärkt meines Erachtens das Bedürfnis, Medikamente einzunehmen, es kann daraus ein eigentlicher circulus vitiosus entstehen.

Natürlich hätte ich lieber zugleich ohne Migräne und ohne Medikamente gelebt, und ich wäre dann wohl auch gesundheitlich heute weniger schlecht dran. Aber es scheint mir doch, daß ich alles in allem nicht das Schlechteste aus meiner Ausgangslage gemacht habe. Jedenfalls konnte ich vielen Menschen etwas sein. Ich konnte so – und kann sogar auch heute trotz allem – dieses Leben lieben.